



1925-03-29

## "Papst und Kaiser im Dorf"

Blanche Kübeck

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250329&seite=31&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Kübeck, Blanche, ""Papst und Kaiser im Dorf"" (1925). *Essays*. 589.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/589](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/589)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

[„*Papst und Kaiser im Dorf.*“ Eine Erzählung von Heinrich Federer. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.]

Heinrich Federer, dieser Eigene und Originale, über den J. V. Widmann schrieb, er würde Gottfried Keller schon darum besonders lieb gewesen sein, weil er ihn nicht nachgeahmt, malt in seiner jüngsten Erzählung „Papst und Kaiser im Dorf“ einen Weltkonflikt, den Kampf zwischen Staatsgewalt und Kirche, wie er sich in der Enge dörflichen Lebens abspielt. Im Schweizer Stickerdorf Lustigern ringen Pfarrer und Ammann um die Vorherrschaft, der achtzigjährige, altangesessene, nüchtern-kluge Toggenburger Kornelius und Karolus, der eben in den Ort gekommene Pfarrer, der hünenhafte, schwarzgelockte, dickblütige Appenzeller. Zäh am Hergebrachten festhaltend, ein „Eisberg hoch und kühl“, der greise Gemeindegönig; der Neuerer Karolus ein „dunkler Vulkan mit rötlichem Gipfelschein“. Wir sehen, wie ein Starker von tiefer Kindlichkeit arbeitet, glüht, unterliegt und stirbt. Einen, den es gelüstet, niederzureißen und aufzubauen und dem von überall das schwächliche „Rücksicht“, „Vorsicht“ entgegentönt, dessen Ueberschwang in Amtsstuben erstickt wird, dem sich Politik, kleinliche, feindselige Dorfpolitik, wie ein kaltes, spitzes Instrument ins warme Fleisch gräbt. Pfarrer Karolus ist aus dem Holze, aus dem die Geschichte ihre Herrscher und Helden zimmert, aber kein Behutsamer, kein Diplomat, kein Psychologe. Nur Widriges schafft er, Unfrieden und Verwirrung, da er Gutes zu wirken brennt und sinkt, vom Kleinkampf aufgerieben, als tragische Figur, indeß der uralte Ammann mit der Ueberlegenheit der Kühlen als ein Mythos, der Kaiserpapst im Dorfe, fast wie der Unsterblichen einer unnahbar seines Amtes waltet. Wundervoll ist der wirbelnde Rhythmus, mit dem sich zum Schluß die Ereignisse um den Pfarrer herum abspielen, und wie der Turm, der Ortskirchturm, den er, um die träge Dorfseele ihrer dumpfen Enge zu entreißen, zu einer stolzen, kühn in die Lande grüßenden Gotteswarte aufzubauen träumt, dem nach Höhen Dürstenden, zum tragischen Symbol des eigenen Lebens wird. Das Totenmotiv, so beliebt bei den alemannischen Dichtern, denen die Gotik noch tief im Blute steckt, klingt in dem Kampf auf den Gerüsten des von der Sturmnacht halbzerstörten Turmes an, der rasenden Meuterei, die das Werk des Pfarrers die Freude und Sorge seiner Tage und Nächte, hübsch in Stücke schlägt. „Das sind nicht Regierende, das sind Regierte“ erkennt Karolus mit der Hellsichtigkeit des Verzichtenden, sie wollen nicht, sie müssen zerstören, bis der ihnen künstlich aufgedrungene Turmbau, zu einem Gespenst, einer Sage, einem Gottesgericht geworden. Gleich einem, Bildchen aus Holbeins „Totentanz“ berührt auch der wie Freund Hein in Person anmutende Schreiner Mathis, der Sargmacher des Dorfes, mit dem „schwärzlichen“ und doch milden Lächeln auf den schicksalsvollen Zügen, wie er Karolus, den in Manneskraft Blühenden, auf dessen ungeahntem Todesgang begleitet. Ein seltsamer Reiz des Buches liegt in der Schönheit des spezifisch Priesterlichen, von einem gemalt, der die Sache aus der Nähe kennt, aber stets Künstler bleibt und nie pastoralem Ton verfällt. Wie von der dumpfen, weihrauchdurchzogenen Luft alter dämmeriger Klostergänge umweht, ist die Gestalt des greisen Bischofs, eines Ruhevollen von sanfter Hoheit und die des schwächtigen, elfenbeinweißen Kanzlers, der ein dünnes Lächeln auf dem eingefallenen Gesicht, mit erhobenem Finger mahnt: „*Distingue bene!*“ (Unterscheide gut!) Und an Novalis denkt man, wenn Federer „von der Liebfrauengüte des Himmels in den Blicken“ spricht. Mit der Federer eigentümlichen Intensität der Sprache sind kirchliche Auferstehungsfeier, erschimmernd von Kerzen und leuchtender Seide auf Fahnen und Meßgewändern, und der Frühling auf den veilchenduftenden Wiesen Toggenburgs geschaut; von diesem Dichter, der verliebt ist in jeden Fleck der heimatlichen Landschaft, in jedes alte Gemäuer, jedes alte Gemäuer, jedes Brombeergesträuch, jedes Steingeblock, worin sich das grüne Flußwasser verliert. Eins mit ihrer spröden Erde, dieser *dura terra*, treten bei Federer die Menschen des Toggenburger Ländchens vor uns hin, echte Volksgestalten, nicht ohne Heiterkeit und Humor, an denen „Gewichte von Werktagsmüdigkeit hängen“. Man fragt sich,

ob nicht vielleicht in dem Idylliker der noch nicht entbundene Schöpfer der großen Schweizer Bauernkomödie schlummert. Da ist Milli, die Sonnegebräunte, Reinheit und Kraft atmend, zwischen dem vornehm-kühlen Sticker Johannes, einer schon gebrochenen differenzierten Erscheinung, und dem heißen Wirtssohn mit dem ungehobenen Goldschatz im Gemüt, ein kleiner städtischer Herrenmensch, dem grünes Feuer drohend im Auge loht, da ist Jules, der zigeunerhafte mit Ekdalzügen, sind die beiden Stillen, der sinnige Heli und Lorli, das von lauterster Seelenschönheit umflossene taubstumme, kluge, tiefe Mädchen, deren „Seelen sich täglich küßten“, viel feiner als die feinsten Lippen es vermöchten. Nicht jedoch auf diesem, in seinen geheimsten Zügel belauschten Gemälde dörflichen Lebens und auch nicht auf dem Kampf zweier kosmischer Gewalten, in zwei großen urgermanischen Menschen, dem Pfarrer und Ammann verkörpert, die einander schließlich nur darum tödlich [*sic*] bekriegen müssen, weil Gott nicht einen Menschen aus ihnen formte, beruht das Wesentliche des Buches. Sein Leitmotiv ist das quellende Liebesgefühl des Dichters, der alle herrenlose Ströme und Bäche der Liebe, die in der Welt unerkant versichern, sammeln möchte, um damit irrende, stumpfe Herzen zu erlösen, Liebe als unmittelbare Gottesausströmung, Weltwärme, die sich ihm im hohen, hellen Rot symbolisiert. In diesem Sinne wird Pfarrer Karolus zum Wundertäter, der mit seinen ewigkeitumwitterten Blauaugen Liebe in die Brust des lieblosen, verknöcherten Alten hineinbrennt, den noch am Sterbebett die Gnade berührt. Fast meint man die innige Glut eines Tauler oder Meister Eckhart sei in Federer wieder zum Leben erwacht, und die selig-trunkene Harmonie des nach einer Tradition in diesem Ort gebornen feinen alten Klosterdichters Notker, dessen er in der Christnacht im Anblick des mondbeschiedenen, winterlichen Dörfchens gedenkt, während vereinzelt knorrige Obstbäume mit ihrem eigenwilligen Geäst wie einsame „Sehnsüchte und Gedanken“, wie die Seele dieses Landes und dieser Menschen, im weiten Schneegefilde stehen.

*Blanche Kübeck.*

## Literarische Notizen.

„Papst und Kaiser im Dorf.“ Eine Erzählung von Heinrich Federer. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Heinrich Federer, dieser Eigene und Originale, über den J. B. Widmann schrieb, er würde Gottfried Keller schon darum besonders lieb gewesen sein, weil er ihn nicht nachgeahmt, malt in seiner jüngsten Erzählung „Papst und Kaiser im Dorf“ einen Weltkonflikt, den Kampf zwischen Staatsgewalt und Kirche, wie er sich in der Enge dörflichen Lebens abspielt. Im Schweizer Stickerdorf Lustigern ringen Pfarrer und Ammann um die Vorherrschaft, der achtzigjährige, altangesehene, nüchternkluge Toggenburger Kornelius und Karolus, der eben in den Ort gekommene Pfarrer, der hünenhafte, schwarzgelockte, dickblütige Appenzeller. Zäh am Hergebrachten festhaltend, ein „Eisberg hoch und kühl“, der greise Gemeindevorsteher; der Neuerer Karolus ein „dunkler Vulkan mit rötlichem Gipselschein“. Wir sehen, wie ein Starcker von tiefer Rindlichkeit arbeitet, glüht, unterliegt und stirbt. Einen, den es gelüftet, niederzureißen und aufzubauen und dem von überall das schwächliche „Rücksicht“, „Vorlicht“ entgegenkömmt, dessen Ueberstolz in Amtsstuben ersticht wird, dem sich Politik, kleinliche, feindselige Dorfpolitik, wie ein kaltes, spitzes Instrument ins warme Fleisch gräbt. Pfarrer Karolus ist aus dem Holze, aus dem die

Geschichte ihre Herrscher und Helden zimmert, aber kein Behutsamer, kein Diplomat, kein Psychologe. Nur Widriges schafft er, Unfrieden und Verwirrung, da er Gutes zu wirken brennt und sinkt, vom Kleinkampf ausgerieben, als tragische Figur, indes der uralte Ammann mit der Ueberlegenheit der Kühlen als ein Mythos, der Kaiserpapst im Dorfe, fast wie der Unerblichen einer unnahbar seines Amtes waldet. Wundervoll ist der wirbelnde Rhythmus, mit dem sich zum Schluß die Ereignisse um den Pfarrer herum abspielen, und wie der Turm, der Ortskirchturm, den er, um die träge Dorfseele ihrer dumpfen Enge zu entreißen, zu einer stolzen, kühn in die Lande grühenden Gotteswarte aufzubauen träumt, dem nach Höhen Dürstenden, zum tragischen Symbol des eigenen Lebens wird. Das Totenmotiv, so beliebt bei den alemannischen Dichtern, denen die Gotik noch tief im Blute steckt, klingt in dem Kampf auf den Gerüsten des von der Sturmnacht halbzerstörten Turmes an, der rasenden Meuterei, die das Werk des Pfarrers, die Freude und Sorge seiner Tage und Nächte, hübsch in Stücke schlägt. „Das sind nicht Regierende, das sind Regierte“ erkennt Karolus mit der Hellsichtigkeit des Verzichtenden, sie wollen nicht, sie müssen zerstören, bis der ihnen künstlich aufgedrungene Turmbau, zu einem Gespenst, einer Sage, einem Gottesgericht geworden. Gleich einem Bildchen aus Holzbein „Totentanz“ berührt auch der wie Freund Hein in Person anmutende Schreiner Mathis, der Sargmacher des Dorfes, mit dem „schwärzlichen“ und doch milden Lächeln auf den schicksalvollen Zügen, wie er Karolus, den in Manneskraft Blühenden, auf dessen ungeahntem Todesgang begleitet. Ein seltsamer Reiz des Buches liegt in der Schönheit des spezifisch Priesterlichen, von einem gemalt, der die Sache aus der Nähe kennt, aber stets Künstler bleibt und nie pastoralem Ton verfällt. Wie von der dumpfen, weihrauchdurchzogenen Luft alter dämmeriger Klostergänge umweht, ist die Gestalt des greisen Bischofs, eines Ruhevollen von sanfter Hoheit und die des schwächtigen, elfenbeinweißen Kanzlers, der ein dünnes Lächeln auf dem eingefallenen Gesicht, mit erhobenem Finger mahnt: „Distingue bene!“ (Unterscheide gut!) Und an Kavalis denkt man, wenn Federer „von der Viehfrauengüte des Himmels in den Blicken“ spricht. Mit der Federer eigentümlichen Intensität der Sprache sind kirchliche Auferstehungsfeier, erdimmern von Kerzen und leuchtender Seide auf Bohnen und Reßgewändern, und der Frühling auf den weichendustenden Wiesen Toggenburgs geschaut; von diesem Dichter, der verliebt ist in jeden Fleck der heimatischen Landschaft, in jedes alte Gemäuer, jedes Brombeeresträuch, jedes Steinaeblöck, worin sich das grüne Flußwasser verliert. Eins mit ihrer spröden Erde, dieser dura terra, treten bei Federer die Menschen des Toggenburger Ländchens vor uns hin, echte Volksgestalten, nicht ohne Heiterkeit und Humor, an denen „Gewichte von Werktagsmüdigkeit hängen“. Man fragt sich, ob nicht vielleicht in dem Abuliker der noch nicht entbundene Schöpfer der großen Schweizer Bauernkomödie schlummert. Da ist Mili, die Sonnegebräunte, Reinheit und Kraft atmend, zwischen dem vornehm-kühlen Sticker Johannes, einer schon gebrochenen differenzierten Erscheinung, und dem heißen Wirtshaus mit dem ungehobenen Goldschatz im Gemüt, ein kleiner städtischer Herrenmensch, dem grünes Feuer drohend im Auge loht, da ist Jules, der jugendlichste Geiger mit Cadalzügen, sind die beiden

Stillen, der sinnige Heli und Lorli, das von lauterster Seelenschönheit umflossene taubstumme, kluge, tiefe Mädchen, deren „Seelen sich täglich küßten“, viel feiner als die feinsten Lippen es vermöchten. Nicht jedoch auf diesem, in seinen geheimsten Zügen belauschten Gemälde dörflichen Lebens und auch nicht auf dem Dampf zweier kosmischer Gewalten, in zwei großen urgermanischen Menschen, dem Pfarrer und Ammann verkörpert, die einander schließlich nur darum tödlich bekriegen müssen, weil Gott nicht einen Menschen aus ihnen formte, beruht das Wesentliche des Buches. Sein Leitmotiv ist das quellende Liebesgefühl des Dichters, der alle herrenlose Ströme und Bäche der Liebe, die in der Welt unerkannt versickern, sammeln möchte, um damit irrende, stumpfe Herzen zu erlösen, Liebe als unmittelbare Gottesausströmung, Weltwärme, die sich ihm im hohen, hellen Not symbolisiert. In diesem Sinne wird Pfarrer Karolus zum Wandertäter, der mit seinen ewigkeitumwitterten Blauaugen Liebe in die Brust des lieblosen, verknöcherten Alten hineinbrennt, den noch am Sterbebett die Gnade berührt. Fast meint man die innige Blut eines Tauler oder Meister Eckhart sei in Federer wieder zum Leben erwacht, und die selig-trunkene Harmonie des nach einer Tradition in diesem Ort gebornen feinen alten Klosterdichters Noiker, dessen er in der Christnacht im Anblick des mondbeschiedenen, winterlichen Dörfchens gedenkt, während vereinzelte knorrige Obstbäume mit ihrem eigenwilligen Geäst wie einsame „Schnüfche und Gedanken“, wie die Seele dieses Landes und dieser Menschen, im weiten Schneegefilde stehen. Blanche Kübeck.